

»Welch kraftvolles Schreiben!«

Maxim Gorki

Aus ihrem noch nie verlassenem Bergstädtchen im Norden Sardinien tritt eine junge Frau mit dem viel älteren Ehemann die Hochzeitsreise an einen Ort am Meer an. Rosen und Händevoll Korn versprechen eine strahlende Zukunft. Die Reise endet in einer Katastrophe. Der Meeresort mit seinen heftigen Winden entblößt ihre leidenschaftliche Fantasiewelt zwischen Eros und Schuldgefühlen. Die Natur hält Gericht, fordert Bekenntnisse.

In nächster Nähe zu ihrem Liebesnest vernimmt sie schmerzliche Geigentöne und erkennt Gabriele, zu dem sie als junges Mädchen in Liebe entbrannte; doch bevor sie sich offenbaren konnte, war er spurlos verschwunden. Jetzt aber ist er, der »schwarze Mann«, nur noch ein Schatten seiner selbst, nicht mehr der Alleskönner, als den sein Vater ihn einst vorgestellt hatte. Zerrissen zwischen der alles beherrschenden Gesellschaft, in der der Ehemann zum Bürgermeister avanciert, und ihrem unverhandelbaren Willen, der Wahrheit ihrer einstigen Gefühle Genüge zu tun, wählt sie eine heimliche Aussprache. Doch der vom Tod gezeichnete Gabriele ist voller Groll. Gewalt liegt in der Luft.

Der vielleicht schönste Roman der großen sardischen Erzählerin, die als bislang einzige italienische Autorin mit dem Literaturnobelpreis gewürdigt wurde.

Grazia Deledda

Blicke der Liebe und des Neids

S. Marix Verlag

S. Marix Verlag

Blicke der Liebe und des Neids

ROMAN

€ 22,00 (D)
€ 22,70 (A)

ISBN 978-3-7374-1230-8



Grazia Deledda

BLICHE DER LIEBE UND DES NEIDS

Grazia Deledda
BLICKE DER LIEBE
UND DES NEIDS

Aus dem Italienischen
von Monika Lustig

»... als ich mit dreizehn Jahren zu schreiben begann,
legte mir vor allem meine Mutter Knüppel in den Weg.
Die Weisen mahnen: Wenn dein Sohn Verse schreibt, schick
ihn in die Berge; wenn du ihn ein zweites Mal erwischst,
bestrafe ihn wieder; beim dritten Mal – lass ihn in Ruhe.
Denn er ist ein Dichter. So ist es auch mir ergangen.«

Grazia Deledda in ihrer Dankesrede
zur Nobelpreisverleihung für Literatur, 1926

Grazia Deledda

1871 in Nùoro bis 1936 in Rom, begann früh und ehrgeizig, ihr Schreibtalent auszuleben. Sie unterhielt zahlreiche Briefwechsel mit wichtigen Größen. Ihr in 35 Sprachen übersetztes Werk (Novellen, Romane, Gedichte) ist bis heute viel gefragt. 1909 wurde sie im Wahlkreis Nùoro vom *Partito Radicale Italiano* als Kandidatin für die Parlamentswahlen aufgestellt. Der ebenfalls aus Nùoro gebürtige Marcello Fois hat ihr ein beeindruckendes Theaterstück gewidmet: *Quasi Grazia*, vielfach aufgeführt, in der Rolle der Grazia die 2023 verstorbene sardische Autorin Michela Murgia.

Monika Lustig

hat rund drei Jahre in der Provinz Nùoro als Landwirtin und Idealistin gelebt, dort einen Sohn zur Welt gebracht. Sie hat Marcello Fois, Simonetta Agnello-Hornby, Leonardo Sciascia, Pier Paolo Pasolini, Andrea Camillieri u.v.m. ihre deutsche Stimme verliehen. 2019 gründete sie *Edition Converso – Mediterrane Sprachwelten*.

Trotz sorgfältiger Planung und entsprechender Maßnahmen verlief unsere Hochzeitsreise katastrophal. Geheiratet haben wir im Mai und sind unmittelbar nach der Trauung aufgebrochen. Es war Mittagszeit, ein frisches Lüftchen voller Blumenduft wehte, und Rosen, Rosen säumten unseren Weg. Junge Mädchen warfen sie aus den Fenstern ihrer Häuser, und händevoll Weizen und Blicke der Liebe und des Neids hinterher. Der Bahnhof war über und über mit Rosengirlanden geschmückt, und rötlich schimmerten auch die Hecken im Tal. Rosen und Korn. Liebe und Glück. Alles war uns hold.

Das Ziel unserer Reise stand passend zum Anlass fest: Ein kleines Haus zwischen grünen Auen und dem Meer, wo mein Bräutigam bereits so manche Ferien verbracht hatte. Eine ältere Frau, diskret und tüchtig in häuslichen Angelegenheiten, die er bereits kannte, sollte sich unserer materiellen Bedürfnisse annehmen. Und wir würden am Meeressaum oder inmitten der Wiesen voller Liguster oder weiter entfernt zwischen den moossamtigen Mäandern des rauschenden Pinienhains spazieren.

Zu diesem Zweck hatte ich mir einen Strohhut aus Florenz besorgt: biegsam, mit breiter Krempe wie die Flügel eines großen Schmetterlings und mit flatterndem, karmesinrotem Band, ähnlich denen, wie die

Heroinnen bei Alexandre Dumas dem Jüngeren sie trugen.

Bis zum ersten Halt des gemächlichen Zugs verlief unsere Reise ganz traditionell: zuerst ein paar Tränen vergießen wegen der zurückgelassenen Menschen und Dinge; dann einander zulächeln, beider Hände verflechten sich ineinander, Augen spiegeln die geliebten Augen des anderen bis ins Unendliche. Herzen voller Gewissheit: Die ganze Welt ist ein irdisches Paradies und gehört nur uns. Rosenblätter und Weizenkörner fanden sich noch immer tief in den Falten meines Gewands verborgen.

Diesem anmaßenden Traum fügte die Wirklichkeit beim ersten Halt des kleinen Zugs einen Riss zu.

Nein, die Welt ist nicht ganz und gar unser! Viele erheben Anspruch auf sie! Der Bahnhof inmitten der Felder wird von einer der Menschenherden geflutet, wie sie sich im Sommer von den Städten auf den Weg zu den Badeorten macht; doch diese Horde, die da über den kleinen Zug herfällt, erweist sich als noch arroganter und abstoßender.

Alles Männer, jung, fast noch Burschen: Menschen vom Dorf, Bauern, Viehhüter, in grotesker Aufmachung, mit Bergstiefeln, geschnürten Bündeln, Wanderstöcken, Geruch nach Herdentier und Menschenleben nah am Erdreich.

Im ersten Moment kamen sie mir vor wie Auswanderer, doch um freiwillige Exilanten zu sein, waren sie allesamt viel zu jung, zu vergnügt, auch wenn ihre Heiterkeit etwas Gezwungenes, Ungeschliffenes an sich hatte.

»Das sind Rekruten«, erklärt mir mein Ehemann, »siehst du nicht den Sergeanten, der sie anführt?«

Tatsächlich steigt dieser ein und betritt unser Abteil, und da die dritte Klasse nicht groß genug ist, um allen Platz zu bieten, hat er einige Untergebene im Gefolge.

Ade, Glückseligkeit!

Unsere Anwesenheit fällt unmittelbar ins Auge, unsere Situation wird auf der Stelle begutachtet und ein entsprechendes Urteil gefällt; denn ein Brautpaar am ersten Tag seiner Hochzeit ist zwangsläufig der Lächerlichkeit preisgegeben, auch seitens braver Bürger, und erst recht vor einer solchen Bande.

Unsere Hände lösten sich, und ebenso schienen sich unsere Seelen voneinander zu trennen.

Mein Ehegatte war und ist ein gesitteter Mensch, das heißt, er ist gesellig, hat ein offenes und verbindliches Wesen; überdies ist er gutgläubig, hat Zutrauen zu seinem Nächsten und sieht in ihm stets einen ehrlichen Menschen, da er selbst ein ehrlicher Mensch ist. Seine Augen sind wie weitgeöffnete Fenster zu seiner Seele, in die alle hineinblicken können, und nicht einen düsteren Winkel gibt es darin, wo ein Geheimnis sich verbergen könnte.

Aber er ist ein Mann, der von seinesgleichen ebenso viel verlangt. Für ihn ist es unablässig, dass aus Achtung vor sich selbst und den anderen auch der Form genüge getan werde. So war er der erste, der unsere Lage gegenüber der ausgelassenen Horde richtig einschätzte, die ganz der Sinnenfreude frönte und

in dieser Situation auch recht brutal wirkte. Er rückte von mir ab, nur dem Anschein nach, versteht sich, um uns zu beschützen in dieser perversen Atmosphäre, die schlagartig um uns herum aufgekommen war. Ja, er begann eine Unterredung mit dem Sergeanten, dann auch mit den Rekruten: Auch er habe beim Militär gedient und den Rang eines Reservekapitäns erlangt, worauf er großen Wert legte. Der Kontakt mit den neuen Mitreisenden stimmte ihn augenfälliger, ja, er befeuerte ihn geradezu. In aller Ausführlichkeit fing er an, die Geschichte seiner Militärlaufbahn zu erzählen, mitsamt den galanten Abenteuern, und dann, um ihm in nichts nachzustehen, erzählte der Sergeant die seinen.

Jetzt waren die jungen Leute ganz Ohr, sie lachten und schenkten mir keinerlei Beachtung mehr. Schließlich stimmten alle ein Soldatenliedchen an, vielmehr war es mein Begleiter, der zu singen anhub.

Das alles scheint nicht der Rede wert; dennoch kann ich nach so vielen Jahren nicht ohne ein Gefühl der Bestürzung an diese Stunde zurückdenken.

Es schien, als wäre ich allein auf der Welt, und schlimmer noch als allein, einem zwielichtigen Schicksal ausgeliefert und wie eine echte Sklavin nach einer Kriegersrazzia von einer Soldateska verschleppt.

Das entsprechende Wesen besaß ich ja: Geboren an einem Ort, wo die Frau noch immer nach orientalischen Maßstäben gemessen wird – folglich ins Haus verbannt ist, einzig und allein mit der Aufgabe,

zu arbeiten und für Nachwuchs zu sorgen –, konnte ich sämtliche Merkmale dieser Rasse auf mich vereinen: kleinwüchsig, dunkler Teint, schwarzes Haar, misstrauisch und verträumt wie eine Beduinin, die selbst von ihrem Zelt aus am Wüstenrand das goldene Blendwerk einer fantastischen Welt erblickt; so versammelte ich in meinen Augen den Widerschein dieser glutvollen Weite, dieses Horizonts, der im herannahenden Abend die flüssigen Farben meiner Iris annimmt.

Alles in meinem Geiste wurde zu einem Werk der Fantasie: Die kleinsten Vorkommnisse spielten sich als grandiose Ereignisse ab, die geringfügigsten Anzeichen der Realität nahmen die Form von Symbolen, Prophezeiungen, Verheißungen an. All das versetzte mich in höchste Begeisterung, um mich dann, kaum war die Fantasie erloschen, wieder zu bedrücken.

Mein Instinkt, auch der ein Merkmal der Rasse, trieb mich so weit, mich auch der schlichsten Dinge und Bedürfnisse wegen zu verstecken. Niemand durfte mein nacktes Fleisch, mein offenes Haar sehen, selbst meine Hände verbarg ich. Manchmal aß ich wie ein angeschlagenes Wildtier in den abgelegenen Winkeln des Hauses. Warum nur? Wegen des Urinstinkts, meine Nahrung vor fremder Gier in Sicherheit zu bringen, oder weil mich der Akt der Nahrungsaufnahme an sich als etwas Unreines und Vulgäres dünkte?

Mein Körper schließlich durfte nicht existieren, nicht für die anderen und vielleicht nicht einmal für mich selbst: Doch genau wegen dieses willentlich mir

auferlegten Zwangs waren alle meine Sinne höchstlebendig, und die Dinge außerhalb von mir, seien sie schön oder hässlich, packten mich mit der Heftigkeit von Lust oder Abscheu.

Vor allem die Augen verbarg ich unter tiefen Lidern und langen Wimpern; um auf diese Weise das heftige Bedürfnis nach Leben und die Glut auf dem Grund meines Wesens zu verhüllen; wohl auch, um dem grellen Licht meiner eigenen Träume zu entgehen, so wie es der Fall ist bei Zugvögeln, die mit ihrem kräftigen Flügelschlag lange Strecken fliegen; ihre Augen sind ausgestattet mit doppelten Lidern, um im Ungestüm des Flugs nicht unter der Wucht des Winds und des Sonnenlichts zu erblinden.

Doch das, was ich verbergen wollte, gehörte ganz allein mir. Insofern betrachtete ich mich in den strengen Gewissensprüfungen, bevor ich zur Beichte ging, nicht als eine Heuchlerin, noch viel weniger als eine vom Ehrgeiz Getriebene. Nein! Ich wusste, dass das, was ich in meinem Innern verwahrte, ein kostbares Erbe war: nämlich der wunderbare Reichtum der jungfräulichen Geschlechter, das Sicherheben des Geistes aus der Glut des Fleisches, so wie das Licht aufsteigt aus der Flamme, und zusammen mit dem angeborenen Streben nach Reinheit und körperlicher Unversehrtheit die Suche nach einem unerreichbaren Punkt ist, was die Suche nach Gott selbst ist.

Aus diesem Grund hatte ich den Mann erwählt, der mich jetzt auf meiner ersten Reise durch die irdische Wirklichkeit begleitete. In seinen Augen, die nichts

verheimlichten, fand ich eine Ursache des Mysteriums, nach dem ich suchte.

Die grässliche Fahrt mit den Rekruten, die erst an unserem Zielbahnhof endete, das Zusammentreffen mit einer durch und durch triebgesteuerten Menschheit, zu der auch *er*, wie mir schien, gehören wollte, zeigten mir allmählich das materielle Gesicht der Wirklichkeit.

In die Ecke des Abteils gezwängt, ohne den Anblick frühlingshafter Landschaften genießen zu können – wie vom Wind davongetragen –, entwarf ich mit luzider Resignation den Plan für mein Leben.

„Ich bin dazu verdammt, alleine zu leben. Nun begreife ich es, aber ich schrecke nicht zurück. Immer schon habe ich allein gelebt, auch an der Seite meiner Mutter und meiner Brüder. Ich glaubte, in meinem Ehemann ebenso auch einen spirituellen Gefährten gefunden zu haben. Doch da habe ich mich getäuscht. Vielleicht ist es das Los aller: alleine zu sein.“

Im Grunde verspürte ich einen kalten und harten Schmerz; als hätte mein Ehemann, der in dem Moment ein solcher noch nicht war, mich bereits betrogen. Und ich war mir nicht bewusst, dass es meine Lebensunerfahrenheit und mein atavistisches Misstrauen gegenüber allem Neuen waren, die dieses Drama hervorbrachten.

Begleitet von Hurrarufen, Gebrüll, Scherzen und den zweideutigen Glückwünschen aus dem Mund der

Reisegefährten steigt man also aus dem Zug; selbst der ergebene und höfliche Gruß des Sergeanten klingt in meinen Ohren wie Ironie, und vielleicht ist er es, meiner spröden Ungeselligkeit geschuldet, tatsächlich. In Klüngeln erscheinen die dämonischen Köpfe aller Rekruten an den Abteifenstern, und da der kleine verwaiste Bahnhof, umtost von einem Wind ähnlich dem auf der Fahrt, keinen anderen Blickfang bietet, sind aller Augen auf das junge Paar gerichtet, das seine Koffer auslädt und sich in Ermangelung von Gepäckträgern anschiekt, diese selbst zu tragen.

Mein Ehemann grüßt zum Abschied in die Runde, ja, es hat den Anschein, als daure es ihn, die heitere Kompanie zurückzulassen, um seiner kleinen, ernsthaft verärgerten Braut zu folgen. Endlich setzt sich der unholde Zug in Bewegung und fährt in Richtung des türkisglänzenden Horizonts. Doch wie zu einem letzten derben Scherz stimmen die Rekruten eine Art Hochzeitsgesang an, gespickt mit den üblichen Anspielungen; vielleicht ist es auch ein wohlwollender, gar nostalgischer Chor, schließlich ist alles, was man zurücklässt, gut, auch für einen Menschen, der die Poesie allein in animalischer Form aufnimmt – doch dieser Chor trifft mich hinterrücks wie ein eisiger Windstoß.

In Wirklichkeit bläst tatsächlich ein solcher Wind von Nordwesten, und als wir aus dem Schutz des Bahnhofsgebäudes treten, bedrängt er uns mit boshafter Heftigkeit. Ich habe noch immer den Eindruck, dass es die einsamen Geister vor Ort waren, die uns

feindlich empfangen und wie Feinde davongejagt hätten, hätten wir nicht das Gegengewicht der Gepäckstücke gehabt.

Aber wo sind wir?

»Sollte nicht eine Frau kommen, um unsere Sachen fortzuschaffen?«

Beim Pfiff der verärgerten Stimme zuckt mein Mann zusammen, ist mit einem Ruck wieder ganz bei mir.

»Nun, wir werden es sehen, vielleicht verspätet Marisa sich.«

Doch daran glaubt er wohl selbst nicht so recht. Besorgt lässt er mich den Koffer auf einer kleinen Bank am geschlossenen Kiosk auf dem Bahnhofsvorplatz abstellen, äugt hierhin und dorthin, in die Ferne, bis zum Ende der Alleen, die von hier im Dreistrahl abgehen und sich über die jetzt menschenleeren Felder bis hin zum Meer ziehen.

»Ihr muss etwas zugestoßen sein. Oder vielleicht hat sie meinen Eilbrief gar nicht erhalten?«

Aus welchem Grund auch immer, die Frau lässt sich nicht blicken, und im Innern des Kiosks pfeift voller Ironie eine Koboldschar. Ringsum erblicke ich eine Ebene, dicht bewachsen mit hohen Gräsern und weißblühenden Büschen, die wie vom Wind zerzauste Köpfe alter Frauen wirken. In der Ferne zeichnet sich dunkel vor dem schon lohendroten Sonnenuntergang ein Pinienhain ab, und der Glockenturm des Dörfchens erhebt sich über den Baumkuppeln wie der Hirte über seine Herde.

Mein Mann will mir Mut machen.

»Glaub ja nicht, meine Kleine, dass wir bis dort hinten gehen müssen. Unser Häuschen ist hier, nur zwei Schritte entfernt. Lass uns aufbrechen.«

Behänd wie ein gestandener Gepäckträger lädt er sich die Koffer auf die Schultern, überlässt mir nur die Bündel, und ich folge ihm. Jetzt aber ist es mein Herz, das schwer auf mir lastet: Ich habe den ermüdenden Eindruck, auf einen Berg zu steigen und nicht Richtung Meer hinabzugehen.

Aus dem Frühling war mit einem Mal Herbst geworden. Vom Herbst zeugten das kalte Grün der Gräser, das Rötlichgelb der blühenden Büsche, das Laub mancher Bäume, sogar der Himmel. Vielleicht war es das Werk des Winds, ja, ganz sicher war es der Wind, der das Durcheinander und das feindliche Gemurmel erzeugte, mit denen uns die Weiden und Pappeln rings um das Häuschen empfingen, das sich grau und verschlossen zwischen ihnen duckte und mir ungastlich und finster erschien.

Nachdem mein Mann die Koffer vor der Türe abgestellt hatte, ging er, um die Schlüssel zu holen und nachzusehen, was denn mit Marisa geschehen war, die nur wenige Schritte entfernt wohnte, das zumindest wiederholte er in einem fort. Ich konnte ihr Haus jedoch nicht sehen und begann, sie für eine Ausgeburt seiner Fantasie zu halten. Alles, alles erschien mir dem Reich der Fantasie anzugehören: meine Anwesenheit an jenem Ort, ich auf den Koffern hockend wie eine Emigrantin auf der ersten Etappe ihrer tristen Reise

ins Ungewisse, ja selbst die Angst und die Aufregung, die mir mehr zusetzten als der Wind den Bäumen ringsum. Und die Bäume, von einem ungewöhnlichen Grün, blass das der Weiden, düster das der Pappeln, das im Zusammenfließen bläuliche Töne vor dem Meeresblau des Himmels annahm, vermittelten den Eindruck von etwas Irrealem, wie Reflexe auf dem Wasser oder den Scheiben eines Fensters.

Minuten verstreichen, noch immer ist mein Ehemann nicht zurück. Du wirst sehen, am Ende taucht er gar nicht mehr auf. Mittlerweile scheint mir alles möglich, in diesem außerordentlichen Abenteuer, das meine Hochzeit gewesen ist: Ein Abenteuer, das mich meinem Land, meinem Haus entwurzelt hat und mich jetzt in der Welt umherziehen lässt.

Überdies verspürte ich Hunger und obwohl ich einen Proviantkorb in Reichweite hatte, glaubte ich, nie mehr wieder etwas zu mir nehmen zu können. Und da sich ein kindlicher Schmerz mit einem Rest romantischer Selbstgefälligkeit vermengte, die meine Situation in mir wachrief, begann ich schließlich, mit dem schwachen Kreischen eines verlorenen Vögeleins zu weinen. Und das ging ein in das große Lamento der Dinge ringsum.

Doch nein, ich bin nicht mehr allein und verlassen auf der Welt. Ein Klagen, durchdringender als das der Bäume, ja selbst des Meeres, antwortet auf meines. Es ist keine menschliche Stimme, und dennoch tut es den Willen eines Menschen kund, spricht von seiner